

HILLARY
RODHAM
CLINTON

STAAT DER

ANGST

THRILLER

LOUISE
PENNY

SPIEGEL
Bestseller-
Autorinnen

HarperCollins

HILLARY RODHAM CLINTON
LOUISE PENNY

STAAT DER ANGST



Aus dem amerikanischen Englisch
von Sybille Uplegger

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
State of Terror bei Simon & Schuster und St. Martin's Press, New York.

STATE OF TERROR

Text Copyright © 2021 by Hillary Rodham Clinton
and Three Pines Creations, LLC

Deutsche Erstausgabe

© 2021 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins

in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Published by arrangement with

Simon & Schuster and St. Martin's Publishing Group.

All rights reserved.

Covergestaltung von wilhelm typo grafisch nach dem Originalentwurf von Simon
und Schuster, David Litman

Coverabbildung von Krit Jantana, Ingo Vogelmann / EyeEm / Getty Images

E-Book-Produktion von [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783749903191

www.harpercollins.de

Editorische Notiz:

Aus dramaturgischen Gründen tragen einige der Figuren im Iran Burkas, um nicht erkannt zu werden und ihre Gesichter zu verstecken, obwohl die landesübliche Bekleidung Tschadors sind.

*Gewidmet den tapferen Männern und Frauen, die
uns vor dem Terror beschützen und gegen Gewalt,
Hass und Extremismus aufstehen, unabhängig
davon, woher er kommt.
Ihr inspiriert uns jeden Tag aufs Neue dazu, mutiger
und besser zu sein.*

Das Erstaunlichste, was sich zu meinen Lebzeiten ereignet hat, ist nicht, dass wir zum Mond geflogen sind oder dass Facebook jeden Monat zwei Komma acht Milliarden aktive Nutzerinnen und Nutzer hat. Das Erstaunlichste ist, dass in den fünfundsiebzig Jahren, sieben Monaten und dreizehn Tagen seit Nagasaki keine Atombombe mehr gezündet wurde.

- TOM PETERS

KAPITEL 1

Madame Secretary«, sagte Charles Boynton, der neben seiner Chefin herlief, während diese durch die Mahogany Row zu ihrem Büro im Außenministerium eilte. »In acht Minuten müssen Sie im Kapitol sein.«

»Die Fahrt allein dauert schon zehn Minuten«, entgegnete Ellen Adams und begann zu rennen. »Und ich muss noch duschen und mich umziehen. Es sei denn ...« Sie blieb stehen und drehte sich zu ihrem Stabschef um. »... ich kann so gehen?«

Sie breitete die Arme aus, damit er sie mustern konnte. Ihr flehender Blick fiel ihm unweigerlich auf, ebenso die Nervosität in ihrer Stimme und die Tatsache, dass sie aussah, als wäre sie von einem rostigen Pflug mitgeschleift worden.

Boynton verzog das Gesicht zu einem Lächeln, das ihm Schmerzen zu bereiten schien.

Ellen Adams war Ende fünfzig, mittelgroß, schlank und elegant. Geschmackvolle Kleidung und figurformende Unterwäsche kaschierten ihre Liebe zu Eclairs. Ihr Make-up war dezent und betonte ihre intelligenten blauen Augen, ohne dass sie jedoch damit versuchte, ihr Alter zu verschleiern. Sie hatte es nicht nötig, so zu tun, als wäre sie jünger, aber älter erscheinen wollte sie auch nicht.

Ihre Friseurin bezeichnete sie immer als »ehrwürdig blond«, wenn sie die eigens für sie angemischte Haarfarbe auftrug.

»Bei allem Respekt, Madame Secretary, Sie sehen aus wie eine Landstreicherin.«

»Gott sei Dank hat er Respekt vor dir«, murmelte Betsy Jameson, Ellens engste Freundin und Beraterin.

Ellen hatte einen Vierundzwanzigstundentag hinter sich. Begonnen hatte er mit einem diplomatischen Frühstück in der US-amerikanischen Botschaft von Seoul, bei dem sie die Rolle der Gastgeberin übernommen hatte, gefolgt von Gesprächen mit hochrangigen Politikern über Fragen der regionalen Sicherheit und dem Versuch, ein extrem wichtiges und unerwartet auf der Kippe stehendes Handelsabkommen zu retten. Geendet hatte der mörderische Tag mit einer Führung durch eine Düngemittelfabrik in der Provinz Gangwon-do, was streng genommen lediglich eine Tarnung für einen kurzen Abstecher in die demilitarisierte Zone an der Grenze zu Nordkorea gewesen war.

Danach hatte sie sich an Bord ihrer Regierungsmaschine zum Rückflug nach Hause geschleppt. Kaum in der Luft, hatte sie als Erstes die Shapewear ausgezogen und sich ein großes Glas Chardonnay eingeschenkt.

Dann hatte sie mehrere Stunden damit verbracht, Berichte an ihren Stellvertreter sowie den Präsidenten zu versenden und die eingetroffenen Memos zu lesen. Zumindest hatte sie es versucht. Irgendwann war sie mit dem Gesicht auf einem Dossier über die Personalsituation der US-Botschaft in Island eingeschlafen.

Sie erwachte ruckartig, als ihre Assistentin sie an der Schulter berührte.

»Madame Secretary, wir landen gleich.«

»Wo denn?«

»In Washington.«

»Dem Bundesstaat?« Ellen setzte sich auf und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare, sodass diese zu Berge standen, als hätte sie entweder einen Schreck bekommen oder einen fantastischen Geistesblitz gehabt.

Sie hoffte, es wäre Seattle. Vielleicht mussten sie auftanken oder Essen an Bord laden, oder es hatte sich während des Flugs irgendein technischer Notfall ergeben.

Einen Notfall gab es in der Tat, allerdings war dieser keinesfalls technischer Natur.

Der Notfall bestand darin, dass sie eingeschlafen war und unbedingt noch duschen musste, um ...

»DC.«

»Mein Gott, Ginny. Hätten Sie mich nicht früher wecken können?«

»Das wollte ich, aber Sie haben nur irgendetwas gemurmelt und sind gleich wieder eingeschlafen.«

Ellen erinnerte sich vage daran. Sie hatte es für einen Traum gehalten. »Danke, dass Sie es versucht haben. Ist noch Zeit zum Zähneputzen?«

Ein Signalton erklang, als der Pilot das Anschallzeichen einschaltete.

»Ich fürchte, nicht.«

Ellen blickte aus dem Fenster der Regierungsmaschine, die sie scherzhaft »Air Force Three« getauft hatte. Sie sah die Kuppel des Kapitols, in dem sie in Kürze erwartet wurde.

Und sie sah sich selbst in der Spiegelung der Scheibe. Die Haare wirr, die Mascara verschmiert, die Kleidung zerknittert. Ihre blutunterlaufenen Augen brannten von den Kontaktlinsen, und in ihrem Gesicht entdeckte sie Sorgenfalten. Bei der Amtseinführung wenige Wochen zuvor hatte sie die noch nicht gehabt, an jenem hellen, strahlenden Tag, als die Welt noch neu und voller Möglichkeiten gewesen war.

Wie sehr sie ihr Land liebte. Diesen wundervollen, angeknacksten Leitstern.

Nachdem sie jahrzehntelang einen internationalen Medienkonzern aufgebaut und geleitet hatte, zu dem mehrere Fernsehsender, ein Nachrichtenkanal sowie diverse

Websites und Tageszeitungen gehörten, hatte sie beschlossen, ihn an die nächste Generation weiterzugeben, und ihre Tochter Katherine zur Geschäftsführerin gemacht.

Vier Jahre lang hatte sie zusehen müssen, wie ihr geliebtes Land fast zugrunde gerichtet wurde. Nun war sie endlich in einer Position, in der sie aktiv zu dessen Heilung beitragen konnte.

Seit dem Tod ihres über alles geliebten Mannes Quinn war sie das Gefühl nicht losgeworden, dass ihr Leben nicht nur einsam, sondern inhaltslos war. Statt sich mit der Zeit zu legen, war dieses Gefühl immer stärker geworden, und in ihr war das Bedürfnis gereift, mehr zu tun. Wirklich zu helfen. Nicht nur über Leid und Elend zu berichten, sondern dagegen anzugehen. Sie wollte etwas zurückgeben.

Die Gelegenheit dazu war von denkbar unerwarteter Seite gekommen: in Gestalt des neu gewählten Präsidenten Douglas Williams. Wie schnell sich das Schicksal doch wenden konnte. Zum Schlechteren, ja. Aber auch zum Besseren.

Jetzt saß Ellen Adams an Bord der Air Force Three. Als frischgebackene amerikanische Außenministerin.

Nach der ans Kriminelle grenzenden Unfähigkeit des letzten Präsidenten war sie nun in der Lage, neue Brücken zu ihren Bündnispartnern zu schlagen. Sie konnte wichtige Beziehungen kitten und klare Botschaften an feindlich gesinnte Nationen senden. Nationen, die ihrem Land womöglich schaden wollten und über die Mittel verfügten, dies auch zu tun.

Ellen Adams konnte nicht nur über Veränderungen reden, sondern sie tatsächlich anstoßen. Sie konnte aus Feinden Freunde machen und daran arbeiten, Chaos und Terror von ihrem Land fernzuhalten.

Und dennoch ...

Das Gesicht, das ihr aus der Scheibe der Flugzeugkabine entgegenblickte, wirkte nicht mehr ganz so selbstgewiss wie zu Beginn. Es war das Gesicht einer Fremden. Einer müden, zerzausten, abgearbeiteten Frau, die älter aussah, als sie war. Aber vielleicht auch ein wenig weiser. Oder war sie einfach nur zynischer geworden? Hoffentlich nicht. Sie fragte sich, weshalb es ihr auf einmal schwerfiel, den Unterschied zu erkennen.

Sie holte ein Papiertaschentuch hervor, befeuchtete es mit der Zunge und wischte die verschmierte Mascara weg. Dann strich sie sich die Haare glatt und setzte ein Lächeln auf.

Dies war das Gesicht, das sie für die Öffentlichkeit bereithielt. Das Gesicht, das die Menschen kannten – Presse, Kolleginnen und Kollegen, ausländische Staatschefs. Es war das Gesicht einer selbstbewussten, kultivierten, gebildeten Außenministerin, die die mächtigste Nation der Welt repräsentierte.

Doch letzten Endes war es nur eine Fassade. Ellen Adams erkannte etwas anderes in ihrem schemenhaften Spiegelbild. Etwas Unheimliches, das sie normalerweise sogar vor sich selbst verbarg. Die Erschöpfung hatte ihre Schutzmauern zum Einsturz gebracht und es sichtbar werden lassen.

Sie sah Furcht. Und deren nahen Verwandten, den Zweifel.

War es echt oder bloß Einbildung? Ein unsichtbarer Feind, der ihr einflüsterte, dass sie nicht gut genug sei. Ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Dass sie irgendwann einen Fehler machen würde, durch den sie das Leben von Tausenden, vielleicht Millionen Menschen gefährdete.

Sie schob den Gedanken beiseite. Er war alles andere als hilfreich. Trotzdem hallte er in ihr nach. Dass er ihr nicht gefiel, bedeutete keineswegs, dass er nicht der Wahrheit entsprach.

Nachdem die Maschine auf dem Andrews-Luftwaffenstützpunkt gelandet war, wurde Ellen sofort zu einer gepanzerten Limousine eskortiert. Hinter den Wagenfenstern glitt die Hauptstadt vorüber, von Ellen unbeachtet, weil sie sich während der Fahrt in weitere Memos, Berichte und E-Mails vertiefte.

In der Tiefgarage des monumentalen Harry S. Truman Building, das von den Alteingesessenen wohl nicht ohne gewisse Zuneigung als »Foggy Bottom« bezeichnet wurde, formierten sich ihre Personenschützer zu einer Phalanx, um sie so schnell wie möglich in den Aufzug und von dort aus in ihr privates Büro im siebten Stock zu bringen.

Ihr Stabschef Charles Boynton erwartete sie am Fahrstuhl. Die Stabschefin des Präsidenten hatte ihn persönlich für den Posten ausgewählt. Er war groß und schlaksig, allerdings hatte er seine schlanke Figur eher einem Übermaß an nervöser Energie als körperlicher Ertüchtigung oder gesunder Ernährung zu verdanken. Im Gegenteil: Seine Haare und seine Muskelmasse schienen sich ein Wettrennen darum zu liefern, wer als Erster den Kampf ums Überleben aufgab.

Boynton war seit sechsundzwanzig Jahren in der Politik tätig. Er hatte sich hochgearbeitet und irgendwann eine Stellung als Stratege in Douglas Williams' Wahlkampf ergattert. Ein Wahlkampf, der sich als ungewöhnlich brutal entpuppt hatte.

Einmal im innersten Kreis der Macht angekommen, war Charles Boynton entschlossen, dort zu bleiben. Er sah es als seine gerechte Belohnung dafür an, dass er jahrelang Befehle befolgt und bei der Wahl des Präsidentschaftskandidaten ein gutes Händchen bewiesen hatte.

Boynton legte Regeln fest, die ungehörige Kabinettssekretäre auf Linie hielten. Seiner Auffassung nach

handelte es sich bei ihnen lediglich um vorübergehende politische Ernennungen, bloße Schaufensterdekoration. Er hingegen war das Rückgrat des Ganzen.

Gemeinsam eilten Ellen und ihr Stabschef, gefolgt von Referenten, Assistenten und Sicherheitspersonal, nun den holzgetäfelten Flur namens Mahogany Row entlang in Richtung des Büros der Außenministerin.

»Mach dir keinen Kopf«, sagte Betsy, die sich beeilen musste, um mit dem Pulk Schritt zu halten. »Sie warten mit der Rede zur Lage der Nation, bis du da bist. Du kannst dich also entspannen.«

»Nein, nein«, widersprach Boynton, wobei seine Stimme eine Oktave höher rutschte. »Sie können sich definitiv nicht entspannen. Der Präsident ist stinkig. Und übrigens ist es keine offizielle Rede zur Lage der Nation.«

»Ich bitte Sie, Charles. Hören Sie auf mit der Haarspalterei.« Ellen blieb plötzlich stehen und sorgte fast für eine Kollision. Sie streifte sich ihre schlammverkrusteten Pumps von den Füßen und lief auf Strümpfen weiter über den weichen Teppich. Dabei zog sie das Tempo noch einmal an.

»Und der Präsident ist immer stinkig«, rief Betsy von hinten. »Ach so. Sie meinen, er ist wütend? Na ja, das ist er doch auch immer – jedenfalls auf Ellen.«

Boynton warf ihr einen strafenden Blick zu.

Er mochte diese Elizabeth Jameson nicht. Betsy. Sie kam nicht aus der Politik und war nur aus einem Grund hier: weil sie seit Langem eine enge Freundschaft mit der Außenministerin verband. Boynton wusste, dass es Letzterer zustand, eine persönliche Vertraute und Beraterin zu ernennen, doch es gefiel ihm ganz und gar nicht. Als Außenseiterin brachte Betsy zwangsläufig ein Moment der Unberechenbarkeit mit.

Außerdem konnte er Betsy nicht leiden. Insgeheim nannte er sie Mrs. Cleaver, weil sie so aussah wie die von Barbara Billingsley verkörperte Mutter in der alten Fernsehserie *Erwachsen müsste man sein*. Eine perfekte Fünfzigerjahrehausfrau.

Verlässlich. Bodenständig. Fügsam.

Nur dass diese Mrs. Cleaver sich weigerte, dem Klischee gerecht zu werden. Sie lebte getreu Bette Midlers Motto »Scheiß auf die Leute, wenn sie keinen Spaß verstehen«, und obwohl er die göttliche Miss M durchaus schätzte, hielt er sie dennoch nicht für eine geeignete Beraterin der Außenministerin.

Im vorliegenden Fall allerdings traf Betsys Einschätzung zu, so ungern Charles Boynton es sich auch eingestand. Douglas Williams mochte seine Außenministerin nicht besonders. Und zu sagen, dass dies auf Gegenseitigkeit beruhte, wäre eine Untertreibung.

Es war ein großer Schock gewesen, als der neu gewählte Präsident einer politischen Gegnerin, die ihre beträchtlichen Ressourcen dazu genutzt hatte, seinen größten Kontrahenten bei den Vorwahlen zu unterstützen, einen derart wichtigen und prestigeträchtigen Posten übertragen hatte.

Noch größer war die Überraschung gewesen, als Ellen Adams ihr Medienimperium an die Tochter übergeben und den Posten tatsächlich angenommen hatte.

Politiker, Experten und Pressekollegen hatten sich auf die Neuigkeit gestürzt. Die Ernennung war wochenlang Thema Nummer eins in sämtlichen politischen Talkshows gewesen. Die Personalie wurde bei Dinnerpartys überall in DC diskutiert. Im Off the Record, der Bar im Untergeschoss des Hay-Adams-Hotels, sprach man praktisch über nichts anderes mehr.

Warum hatte sie den Posten angenommen?

Wobei die weitaus wichtigere und interessantere Frage lautete: Warum hatte Präsident Williams seiner schärfsten und lautesten Kritikerin einen Platz in seinem Kabinett angeboten? Noch dazu das Außenministerium?

Die vorherrschende Theorie war, dass Douglas Williams dem Vorbild Abraham Lincolns folgte und ein Kabinett der Rivalen um sich versammelte. Oder vielleicht hatte er sich auch ein Beispiel am antiken chinesischen Militärstrategen Sun Tsu genommen, der die Auffassung vertrat, man solle seine Freunde nahe und seine Feinde noch näher bei sich haben.

In Wahrheit waren beide Theorien falsch.

Doch Charles Boynton – Charles, wie ihn seine Freunde nannten – interessierte sich nur insoweit für seine Chefin, als ihre Fehler auch ihn in einem schlechten Licht dastehen ließen. Und er würde verdammt sein, wenn er mit ihr unterging.

Nach dem Staatsbesuch in Südkorea hatte ihr und somit auch sein Glück eine dramatische Wendung zum Schlechteren erfahren, und jetzt war sie auch noch daran schuld, dass der Präsident seine Rede zur Lage der Nation, die verdammt noch mal eigentlich keine Rede zur Lage der Nation war, nicht pünktlich beginnen konnte.

»Kommen Sie, kommen Sie. Schnell!«

»Es reicht.« Ellen blieb erneut ruckartig stehen. »Ich lasse mich nicht hetzen und herumkommandieren. Wenn ich so gehen muss, wie ich bin, dann sei es drum.«

»Das geht nicht«, rief Boynton mit vor Panik weit aufgerissenen Augen. »Sie sehen aus wie ...«

»Ja, das sagten Sie bereits.« Sie wandte sich an ihre Freundin. »Betsy?«

Eine Pause trat ein, in der man nichts hörte außer Boyntons missbilligendes Schnauben.

»Du siehst vollkommen okay aus«, meinte Betsy leise. »Vielleicht noch ein bisschen Lippenstift.« Sie reichte Ellen einen Lippenstift aus ihrer Handtasche, zusammen mit einer Haarbürste und einer Puderdose.

»Beeilung, Beeilung«, quiekte Boynton.

Betsy blickte in Ellens gerötete Augen und flüsterte: »Kommt ein Oxymoron in eine Bar ...«

Ellen überlegte kurz, dann schmunzelte sie. »Und es herrscht ohrenbetäubende Stille.«

Betsy strahlte. »Perfekt.« Sie sah, wie ihre Freundin noch ein letztes Mal tief durchatmete, ihre große Reisetasche an eine Assistentin übergab und sich dann an Boynton wandte.

»Wollen wir?«

Ellen wirkte äußerlich gefasst, doch ihr Herz klopfte wie verrückt, als sie auf Strümpfen, die verdreckten Schuhe in der Hand, kehrt machte und zurück in Richtung der Aufzüge ging, um wieder nach unten zu fahren.

»Schnell, schnell.« Amir bedeutete seiner Frau, sich zu beeilen. »Sie sind vor dem Haus.«

Hinter sich hörten sie lautes Klopfen und Männer, die Befehle brüllten. Sie sprachen mit hartem Akzent, doch die Bedeutung ihrer Worte war klar. »Dr. Bukhari, kommen Sie sofort heraus!«

»Los.« Amir schob Nasrin weiter durch die Gasse. »Lauf.«

»Und du?«, fragte sie, die Tasche an die Brust gepresst.

Das Splittern von Holz war zu hören, als die Tür ihres Hauses in Kahuta nahe Islamabad eingetreten wurde.

»Sie sind nicht hinter mir her. Du bist diejenige, die sie aufhalten wollen. Ich lenke sie so lange ab. Geh, geh.«

Doch als sie sich abwenden wollte, fasste er sie noch einmal am Arm und zog sie an sich, um sie fest zu drücken. »Ich liebe dich. Und ich bin unglaublich stolz auf dich.«

Er küsste sie so heftig, dass ihre Zähne gegeneinanderstießen und sie das Blut von ihrer aufgeplatzten Lippe schmeckte. Aber sie klammerte sich weiterhin an ihn. Und er sich an sie. Erst als die Rufe der Männer immer näher kamen, lösten sie sich voneinander.

Fast hätte er ihr gesagt, sie solle sich melden, sobald sie am Ziel angekommen sei. Doch er tat es nicht. Er wusste, dass sie keine Möglichkeit haben würde, ihn zu kontaktieren.

Und er wusste auch – sie beide wussten es –, dass er dies hier nicht überleben würde.

KAPITEL 2

Ein Murmeln war zu hören, als der stellvertretende Sergeant at Arms die Außenministerin ankündigte. Es war zehn nach neun Uhr abends, und alle anderen Kabinettsmitglieder saßen bereits auf ihren Plätzen.

Es hatte Spekulationen gegeben, Ellen Adams' Fehlen könne eventuell damit zusammenhängen, dass sie die designierte Überlebende war, allerdings lautete der allgemeine Konsens, dass der Präsident diese Aufgabe eher seiner Socke anvertraut hätte als ihr.

Als Ellen den Saal betrat, schien sie das ohrenbetäubende Schweigen gar nicht wahrzunehmen.

Kommt ein Oxymoron in eine ...

Sie folgte dem Sergeant at Arms hocherhobenen Hauptes und lächelte den Kabinettsmitgliedern zu beiden Seiten des Ganges zu, als wäre alles in bester Ordnung.

»Sie sind spät dran«, zischte der Verteidigungsminister, als sie ihren Platz in der ersten Reihe zwischen ihm und dem Direktor der Nationalen Nachrichtendienste einnahm. »Wir haben mit der Rede auf Sie gewartet. Der Präsident ist außer sich. Er glaubt, Sie haben das mit Absicht gemacht, damit sich die Fernsehkameras auf Sie konzentrieren statt auf ihn.«

»Der Präsident irrt sich«, entgegnete der Direktor der Nationalen Nachrichtendienste. »So etwas würden Sie niemals tun.«

»Danke, Tim«, sagte Ellen. Es kam höchst selten vor, dass sie von einem der treuesten Gefolgsleute des Präsidenten Rückendeckung bekam.

»Wenn man das Desaster in Südkorea betrachtet«, fuhr Tim Beecham fort, »kann ich mir nicht vorstellen, dass Sie die Aufmerksamkeit der Presse auf sich lenken wollen.«

»Wie in Gottes Namen sehen Sie überhaupt aus?«, wollte der Verteidigungsminister wissen. »Waren Sie wieder beim Schlammringen?« Er rümpfte die Nase.

»Nein, ich habe meine Arbeit gemacht. Manchmal wird man dabei schmutzig.« Sie taxierte den Minister von oben bis unten. »Sie hingegen sehen so makellos aus wie immer.«

Der Direktor der Nationalen Nachrichtendienste auf ihrer anderen Seite lachte, ehe sich alle von ihren Plätzen erhoben und der Sergeant at Arms verkündete: »Mr. Speaker, der Präsident der Vereinigten Staaten.«

Dr. Nasrin Bukhari rannte durch die vertrauten Gassen, während sie den verstreut herumliegenden Kisten und Dosen auswich, um keinen Krach zu machen und sich so zu verraten.

Sie blieb kein einziges Mal stehen. Schaute nicht zurück. Auch nicht, als die ersten Schüsse krachten.

Sie redete sich ein, dass ihr Ehemann, mit dem sie seit achtundzwanzig Jahren verheiratet war, hatte fliehen können. Dass er überlebt hatte. Er war denen, die sie aufhalten wollten, entkommen.

Er war nicht getötet oder gar gefangen genommen worden. Man würde ihn nicht foltern, bis er alles verriet, was er wusste.

Als die Schüsse verstummten, interpretierte sie dies als ein Zeichen dafür, dass Amir sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatte. Genau das musste sie jetzt auch tun.

Davon hing alles ab.

Einen halben Straßenblock von der Bushaltestelle entfernt verlangsamte sie ihre Schritte. Sie versuchte wieder zu Atem zu kommen und lief dann ruhig und gemessen weiter,

um sich in die Schlange der Wartenden einzureihen. Ihr Herz raste, doch ihre Miene gab nichts preis.

Anahita Dahir saß an ihrem Schreibtisch im Referat für zentral- und südostasiatische Angelegenheiten des Außenministeriums.

Sie hielt in ihrer Arbeit inne, um zum Fernseher an der gegenüberliegenden Wand zu gehen und die Regierungserklärung des Präsidenten einzuschalten.

Es war einundzwanzig Uhr fünfzehn. Die Rede hatte mit einigen Minuten Verspätung begonnen. Schuld an der Verzögerung, so sagten es die Berichterstatter, sei das Fehlen der Außenministerin, Anahitas neuer Chefin.

Die Kamera folgte dem Präsidenten, als dieser unter frenetischem Applaus seiner Parteigenossen und eher verhaltenem Beifall der noch immer angeschlagenen Opposition den reich verzierten Plenarsaal betrat. Da seine Vereidigung erst wenige Wochen zurücklag, war zu bezweifeln, dass Präsident Williams wirklich über die Lage der Nation Bescheid wusste. Und selbst wenn, würde er die Wahrheit wohl kaum aussprechen.

Die Regierungserklärung würde, da waren sich alle Experten einig, ein Drahtseilakt werden. Es galt Kritik an der Vorgängerregierung für den von ihr hinterlassenen Scherbenhaufen zu üben und gleichzeitig einen hoffnungsvollen Ton anzuschlagen, wobei Ersteres nicht allzu scharf und Letzteres nicht allzu überschwänglich ausfallen durfte.

Hauptsächlich ging es darum, die hohen Erwartungen, die während des Wahlkampfes geweckt worden waren, zu dämpfen und gleichzeitig jegliche Verantwortung für die Zustände von sich zu weisen.

Der Auftritt von Präsident Williams vor dem Kongress war politisches Kabukitheater: Gesten hatten mehr Gewicht als

Worte. Und wenn Douglas Williams eins wusste, dann wie man einen präsidentialen Eindruck machte.

Doch während er beim Betreten des Saals übertrieben jovial Hände schüttelte, politische Freunde wie Feinde gleichermaßen begrüßte und anlächelte, schwenkte die Kamera immer wieder zur Außenministerin.

Denn dort spielte sich das wahre Drama ab, die eigentliche Geschichte des Abends.

Die Kommentatoren überschlugen sich förmlich mit Mutmaßungen darüber, was Präsident Williams tun würde, wenn er seiner Außenministerin gegenüberstand. Ellen Adams, wie sie nicht ohne Genugtuung wieder und wieder betonten, war eben erst von einer desaströsen ersten Auslandsreise nach Südkorea zurückgekehrt, wo sie das Kunststück fertiggebracht hatte, einen wichtigen Bündnispartner zu verprellen und eine ohnehin bereits unsichere Region noch weiter zu destabilisieren.

Der Augenblick, in dem die beiden hier in diesem Plenarsaal aufeinandertrafen, würde von Hunderten Millionen Menschen auf der ganzen Welt live im Fernsehen verfolgt und unzählige Male in den sozialen Netzwerken geteilt werden.

Die Spannung war mit Händen zu greifen.

Die Kommentatoren beugten sich nach vorn, begierig darauf, die Signale zu entschlüsseln, die der Präsident sendete.

Anahita Dahir war, abgesehen von ihrem unmittelbaren Vorgesetzten in seinem Eckbüro, allein in ihrer Abteilung. Gespannt, was zwischen dem neuen Präsidenten und ihrer Chefin passieren würde, trat sie näher an den Bildschirm heran. Sie war dermaßen gefesselt von den Fernsehbildern, dass sie das *Ping* einer eingehenden E-Mail gar nicht hörte.

Während Präsident Williams langsam weiterging, dabei hin und wieder stehen blieb, um zu winken oder ein paar Worte

an jemanden zu richten, vertrieben sich die Kommentatoren die Zeit, indem sie sich über Ellen Adams' Haar, ihr Make-up und den Zustand ihrer Kleidung ausließen, die zerknittert und mit etwas bespritzt war, von dem man nur hoffen konnte, dass es sich um Schlamm handelte.

»Sie sieht aus, als käme sie gerade von einem Rodeo.«

»Und von da geht es jetzt direkt ins Schlachthaus.«

Gelächter.

Schließlich wies einer der Kommentatoren darauf hin, dass die Außenministerin es vermutlich nicht darauf angelegt habe, so zerzaust auszusehen. Ihr Erscheinungsbild sei vielmehr ein Beweis dafür, wie hart sie arbeite.

»Ihre Maschine aus Seoul ist eben erst gelandet«, gab er zu bedenken.

»Wo unseren Informationen nach die Gespräche abgebrochen wurden.«

»Tja«, räumte der Erste ein. »Ich habe nur gesagt, dass sie hart arbeitet. Von Effektivität war nicht die Rede.«

Danach widmeten sie sich in ernstem Ton der Frage, welche negativen Konsequenzen ihr Versagen in Südkorea haben würde – für die Außenministerin selbst, die neue Regierung und für die amerikanischen Beziehungen zu diesem Teil der Welt.

Auch das war politisches Theater, das wusste die junge Mitarbeiterin. Ein einziges verpatztes Treffen würde auf keinen Fall zu dauerhaften Verstimmungen führen. Doch als sie ihre neue Chefin im Fernsehen beobachtete, erkannte sie, dass nichtsdestoweniger ein Schaden entstanden war.

Anahita war noch recht neu im Auswärtigen Dienst, hatte jedoch bereits gelernt, dass in Washington der Anschein oft mächtiger war als die Realität. Mehr noch: Der Anschein konnte mitunter seine eigene Realität erschaffen.

Die Kamera verweilte auf Außenministerin Adams, während diese genüsslich von den Kommentatoren

zerpflückt wurde.

Anders als die Experten im Fernsehen sah Anahita Dahir eine Frau im Alter ihrer Mutter, die aufrecht und mit hochehobenem Kopf dastand. Aufmerksam. Respektvoll. Den Blick auf den Mann gerichtet, der langsam auf sie zukam, erwartete sie ruhig ihr Schicksal.

Ihr unordentliches Äußeres ließ sie in Anahitas Augen nur noch würdevoller erscheinen.

Bis zu diesem Moment hatte die junge Frau geglaubt, was sowohl die Experten als auch ihre Kollegen behaupteten: dass der gerissene Präsident Ellen Adams aus reiner Arglist zur Außenministerin ernannt hatte.

Doch während sie zusah, wie ihre Chefin sich für die Begegnung mit Williams wappnete, fragte sich Anahita, ob sie sich nicht womöglich geirrt hatte.

Irgendwann hatte sie genug gehört und schaltete den Ton aus.

Als sie an ihren Schreibtisch zurückkehrte, bemerkte sie die neue E-Mail und öffnete sie. Dort, wo normalerweise der Name des Absenders stand, war bloß eine Reihe unzusammenhängender Buchstaben zu sehen, und auch die kurze Nachricht selbst bestand nicht aus Text, sondern lediglich aus Zahlen und Symbolen.

Als der Präsident sich ihr näherte, glaubte Ellen Adams zunächst, er würde sie ignorieren.

»Mr. President«, grüßte sie ihn.

Er blieb stehen und sah an ihr vorbei. Durch sie hindurch. Lächelnd nickte er den rechts und links von ihr stehenden Kabinettsmitgliedern zu, dann streckte er den Arm aus, um der Person hinter ihr die Hand zu schütteln, wobei er sie fast mit dem Ellbogen anstieß. Erst danach drehte er sich betont langsam zu ihr um. Er strahlte eine solche Feindseligkeit aus, dass sowohl der Verteidigungsminister als auch der

Direktor der Nationalen Nachrichtendienste unwillkürlich zurückwichen.

»Stinkig« beschrieb seine Stimmungslage nicht einmal ansatzweise, und die Umstehenden wollten nach Möglichkeit nichts davon abbekommen.

Für die Kameras und die Millionen von Fernsehzuschauern wirkte sein attraktives Gesicht zwar streng, aber eher enttäuscht als wütend. Ein trauriger Vater, der seinem missratenen Kind gegenübersteht.

»Madame Secretary.« *Sie inkompetente Versagerin.*

»Mr. President.« *Sie arrogantes Arschloch.*

»Vielleicht könnten Sie morgen früh vor der Kabinettsitzung zu mir ins Oval Office kommen?«

»Selbstverständlich, Sir.«

Als er seinen Weg fortsetzte, schaute sie ihm mit freundlicher Miene nach. Ein loyales Mitglied der Regierungsmannschaft.

Sie nahmen Platz, und Präsident Williams begann mit seiner Regierungserklärung. Zunächst hörte Ellen nur aus Höflichkeit zu, doch mit der Zeit wurde sie immer aufmerksamer. Nicht wegen seiner Rhetorik, sondern weil sie etwas heraushörte, das viel tiefer ging als Worte.

Es war die Feierlichkeit, die historische Bedeutung, die Tradition dieses besonderen Augenblicks. Sie ließ sich von der Erhabenheit und der stillen Größe des Ereignisses mitreißen. Von der Symbolwirkung, wenn schon nicht vom Inhalt der Rede.

Williams sandte eine machtvolle Botschaft an Freunde und Feinde zugleich. Eine Botschaft der Beständigkeit, der Stärke und Entschlossenheit. Die Botschaft, dass man den Schaden, den die vorherige Regierung angerichtet hatte, reparieren würde. Dass Amerika auf die Weltbühne zurückgekehrt war.

Ellen Adams verspürte eine Ergriffenheit, die so intensiv war, dass sie darüber sogar ihre Abneigung gegen den Präsidenten vergaß. Ihr Misstrauen und ihr Argwohn verschwanden im Hintergrund, und zurück blieben Stolz und Ehrfurcht. Das Leben hatte sie hierhergeführt. An diesen Ort, in eine Position, die sie dazu befähigte, ihrem Land zu dienen.

Sie mochte aussehen wie eine Landstreicherin und nach Düngemittel stinken, aber sie war die Außenministerin der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie liebte ihr Land und würde alles in ihrer Macht Stehende tun, um es zu verteidigen.

Dr. Nasrin Bukhari suchte sich einen Platz ganz hinten im Bus und blickte starr geradeaus. Nicht aus dem Fenster. Nicht auf die Tasche in ihrem Schoß, die sie mit weiß hervortretenden Knöcheln umklammert hielt.

Auch nicht auf die anderen Passagiere. Es war von äußerster Wichtigkeit, dass sie jeden Blickkontakt vermied.

Sie zwang sich zu einem neutralen, fast schon gelangweilten Gesichtsausdruck.

Der Bus fuhr von der Haltestelle los und rumpelte in Richtung Grenze. Man hatte einen Flug für sie gebucht, doch sie hatte andere Pläne gemacht, ohne jemandem etwas davon zu sagen. Nicht einmal Amir wusste Bescheid. Die Leute, die sie aufhalten wollten, würden damit rechnen, dass sie so schnell wie möglich versuchte, das Land zu verlassen. Sie würden am Flughafen auf sie lauern. Falls nötig, würden sie auf jedem Auslandsflug einen ihrer Leute unterbringen. Sie würden alles tun, um sie daran zu hindern, ihr Ziel zu erreichen.

Wenn Amir gefangen genommen und gefoltert wurde, würde er den Plan verraten. Deswegen hatte sie ihr Vorhaben ändern müssen.

Nasrin Bukhari liebte ihr Land. Sie würde tun, was nötig war, um es zu verteidigen.

Auch wenn das bedeutete, alles, was ihr lieb und teuer war, zurückzulassen.

Anahita Dahir starrte mit gerunzelter Stirn auf ihren Computermonitor. Nach wenigen Augenblicken kam sie zu dem Schluss, dass es sich bei der Mail um Spam handeln musste. So etwas kam häufiger vor, als allgemein angenommen wurde.

Trotzdem wollte sie lieber noch eine zweite Meinung einholen. Sie klopfte an die Tür ihres Vorgesetzten und öffnete sie. Er verfolgte gerade kopfschüttelnd die Rede des Präsidenten im Fernsehen.

»Was gibt's denn?«

»Eine Mail. Ich glaube, es ist Spam.«

»Lassen Sie mal sehen.«

Sie zeigte ihm die Nachricht.

»Und sie kommt definitiv nicht von einer unserer Quellen?«

»Definitiv nicht, Sir.«

»Gut. Dann löschen Sie sie.«

Sie befolgte die Anweisung. Allerdings nicht, ohne sich vorher die Zahlen zu notieren. Nur für den Fall der Fälle.

19/0717, 38/1536, 119/1848

KAPITEL 3

Herzlichen Glückwunsch, Mr. President«, sagte Barbara Stenhauser. »Das lief gut.«

Doug Williams lachte. »Das lief sogar sehr gut. Besser, als ich zu hoffen gewagt habe.«

Er lockerte seine Krawatte und schwang die Füße auf den Schreibtisch.

Sie waren im Oval Office. Man hatte eine Bar aufgestellt, und es gab eine Auswahl kleiner Häppchen für Familie, Freunde und wohlhabende Unterstützer, die man eingeladen hatte, um die erste Rede des Präsidenten vor dem Kongress zu feiern.

Doch Williams wollte zunächst einen Moment mit seiner Stabschefin allein sein, um sich zu entspannen. Die Rede hatte genau das bewirkt, was er beabsichtigt hatte, wenn nicht noch mehr. Doch das beinahe schwindlig machende Hochgefühl, das er gerade empfand, hatte eine andere Ursache.

Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf und wippte auf seinem Stuhl vor und zurück, während ein Kellner ihm einen Scotch sowie einen kleinen Teller mit in Speck gewickelten Jakobsmuscheln und frittierten Shrimps reichte.

Er bat Barb, sich zu ihm zu gesellen, bedankte sich beim Kellner und bedeutete ihm, sich zu entfernen.

Barb Stenhauser setzte sich und trank einen tiefen Schluck aus ihrem Rotweinglas.

»Wird sie das überleben?«, fragte er.

»Ich bezweifle es. Den Rest können wir den Medien überlassen. Die werden sie zerfleischen. Soweit vor Ihrer

Rede ersichtlich war, haben sie schon damit angefangen. Sie wird erledigt sein, noch ehe sie heute Abend nach Hause kommt. Und nur um ganz sicherzugehen, habe ich einige unserer Senatoren gebeten, angesichts des Fiaskos in Südkorea vorsichtige Bedenken in Bezug auf ihre Eignung für den Posten der Außenministerin zu äußern.«

»Gut. Welches Land steht als Nächstes an?«

»Ich hatte Kanada vorgesehen.«

»Oh Gott. Wir werden uns noch vor Ende der Woche im Krieg befinden.«

Barb lachte. »Die Hoffnung stirbt zuletzt. Ich habe immer schon von einem Haus in Quebec geträumt. Die ersten Berichte über Ihre Rede sind übrigens durchweg sehr positiv, Sir. Man erwähnt insbesondere Ihren würdevollen Ton und die versöhnliche Note der Opposition gegenüber. Es gibt allerdings Gemunkel, dass die Ernennung von Ellen Adams zwar mutig, aber eine Fehlentscheidung war, erst recht nach dem Südkoreadebakel.«

»Mit Gegenwind war zu rechnen. Solange sie einen Großteil der Scheiße abbekommt, spielt das keine Rolle. Außerdem gibt das den Kritikern ein Thema, an dem sie sich abarbeiten können, während wir in Ruhe unseren Job erledigen.«

Stenhauser lächelte. Sie hatte selten einen so fähigen Politiker erlebt. Jemanden, der sich nicht scheute, eine Fleischwunde in Kauf zu nehmen, wenn das den Tod eines Kontrahenten bedeutete.

Obwohl er, das wusste sie jetzt schon, am Ende weit mehr davontragen würde als eine bloße Fleischwunde.

Douglas Williams widerte sie an, aber das vermochte sie zu ignorieren, wenn es bedeutete, endlich die Agenda durchsetzen zu können, an die sie von ganzem Herzen glaubte.

Sie lehnte sich über den Schreibtisch und reichte ihm ein Blatt Papier. »Ich habe eine kurze Stellungnahme vorbereitet, in der Sie Außenministerin Adams Ihre volle Unterstützung zusichern.«

Er las sie, dann warf er das Blatt auf den Schreibtisch. »Perfekt. Würdevoll, aber unverbindlich.«

»Kritik unter dem Deckmantel des Lobes.«

Er lachte, dann seufzte er vor Erleichterung auf. »Schalten Sie den Fernseher ein. Mal sehen, was sie sagen.«

Er richtete sich auf und stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch, als der große Bildschirm an der Wand zum Leben erwachte. Er war versucht gewesen, seiner Stabschefin zu verraten, wie schlau er wirklich gewesen war. Doch er wagte es nicht.

»Hier.«

Katherine Adams reichte ihrer Mutter und ihrer Patentante je ein großes Glas Chardonnay, dann holte sie sich ihr eigenes Glas, packte die Flasche am Hals und setzte sich damit zwischen die beiden aufs große Sofa. Gleich darauf landeten drei Paar Füße in Pantoffeln nebeneinander auf dem Couchtisch.

Katherine griff nach der Fernbedienung.

»Noch nicht.« Ihre Mutter legte eine Hand auf ihren Arm. »Geben wir uns noch einen Moment lang der Illusion hin, dass alle meinen Triumph in Südkorea feiern.«

»Und dir zu deiner neuen Frisur und deinem Stilbewusstsein gratulieren«, ergänzte Betsy.

»Und zu deinem Parfüm.«

Ellen lachte.

Sowie sie nach Hause gekommen war, hatte sie geduscht und sich einen Jogginganzug angezogen. Nun saßen die drei Frauen nebeneinander in ihrem gemütlichen Wohnzimmer. Regale mit Büchern und gerahmten Fotos ihrer Kinder und

ihres verstorbenen Mannes säumten die Wände. Dies war ihr ganz privater Raum, ein Refugium, zu dem nur Familie und engste Freunde Zutritt hatten.

Ellen hatte ihre Brille aufgesetzt und eine Aktenmappe herausgeholt, deren Inhalt sie kopfschüttelnd studierte.

»Was ist denn?«, fragte Betsy.

»Die Verhandlungen. Ich verstehe nicht, warum sie abgebrochen wurden. Das Vorbereitungsteam hat solide Arbeit geleistet.« Sie hielt die Unterlagen hoch. »Wir waren gut aufgestellt, genau wie die Südkoreaner. Ich hatte bereits Gespräche mit meinem Amtskollegen geführt. Eigentlich hätte es wie am Schnürchen laufen müssen.«

»Und? Was ist schiefgegangen?«, wollte Katherine wissen.

Ihre Mutter seufzte. »Ich weiß es auch nicht. Das versuche ich gerade herauszufinden. Wie viel Uhr ist es?«

»Fünf nach halb zwölf«, sagte Katherine.

»Also mittags in Südkorea. Ich bin versucht, dort anzurufen, aber ich lasse es lieber. Erst brauche ich weitere Informationen.« Sie sah Betsy an, die auf ihrem Smartphone durch die Nachrichten scrollte. »Irgendwas Neues?«

»Jede Menge aufmunternde Mails und Textnachrichten von Freunden und Verwandten.«

Ellen sah ihre Freundin weiterhin erwartungsvoll an. Die schüttelte den Kopf. Ihr war klar, was Ellen wirklich wissen wollte, ohne dass diese es aussprechen musste.

»Ich kann ihm schreiben«, bot Katherine an.

»Nein. Er weiß Bescheid. Wenn er sich melden wollte, würde er es tun.«

»Er hat viel um die Ohren, Mom.«

Ellen deutete auf die Fernbedienung. »Warum schalten wir nicht die Nachrichten ein? Bringen wir es hinter uns.«

Das Fernsehen, so wussten sowohl Betsy als auch Katherine, sollte sie von der Textnachricht ablenken, die sie nicht bekommen hatte. Ein Ärgernis gegen das andere.